

«Wir haben noch freie Plätze»

Früher konnten Zürcher Eltern froh sein, wenn sie einen Krippenplatz fanden. Inzwischen haben sie mancherorts die Wahl zwischen Kindertagesstätten.

WALTER BERNET

Kinderkrippen oder Kindertagesstätten sind keine neue Erfindung. Das zeigen die Beiträge auf dieser Seite mit Einrichtungen, die seit 10, 60 und 100 Jahren bestehen. Zu den ältesten zählen jene in Industriedörfern wie Uster oder Wädenswil, zu den jüngsten die Krippenketten, die in den letzten Jahren mit der rasch wachsenden Nachfrage entstanden sind. Neueren Datums ist die Selbstverständlichkeit, mit der Kinder in die Obhut ausserfamiliärer Betreuungseinrichtungen gegeben werden. Treiber sind einerseits die Nachfrage der Wirtschaft nach qualifizierten Arbeitskräften, andererseits der Wunsch vieler Frauen nach wirtschaftlicher Eigenständigkeit und einer eigenen beruflichen Karriere. In den letzten rund 15 Jahren hat deshalb ein wahrer Krippenboom die Schweiz erfasst. Gestützt wurde er durch die 100 Millionen Franken aus dem 2003 beschlossenen Impulsprogramm des Bundes.

Wettbewerb statt Wartelisten

Lange waren Betreuungsplätze für Vorschulkinder Mangelware. Fast jede Diskussion unter jungen Paaren drehte sich schon während der Schwangerschaft früher oder später um die Suche nach einem guten Plätzchen. Kurz vor Ablauf der Sommerferien fand sich nun im «Tagblatt der Stadt Zürich» in einer sonst für Flirts, Gratulationen und ungewöhnliche Suchanfragen reservierten Rubrik das Angebot der Kinderkrippe Witzchischli: «Wir haben noch freie Plätze.» Kein Witz, das Blatt hat sich tatsächlich gewendet. Ein Blick auf die einschlägige

Website der Stadt Zürich zeigt, dass der weitaus grösste Teil der Kitas zurzeit freie Plätze meldet. Damit hat der Wettbewerb die Kinderkrippen erreicht. Es sind nicht mehr die Eltern, die um einen Platz kämpfen, sondern die Krippen, die um Kinder werben müssen. «Nur schlecht ist das nicht», sagt die ehemalige Präsidentin des Krippevereins Albisrieden dazu, «das zwingt die Krippen, ihr Profil zu schärfen.»

«Das Kinderbetreuungsangebot in der Schweiz ist ungenügend und zu teuer», sagt hingegen der Schweizerische Arbeitgeberverband, ebenfalls in diesem Sommer. «Die finanzielle Belastung für Familien muss deutlich sinken.» Der Branchenverband Kibesuisse, dem auch viele Zürcher Krippen angehören, teilt die Diagnose. Vielerorts sei der Bedarf an Betreuungsplätzen gedeckt, aber nur, weil das Angebot für viele Eltern zu teuer sei und sie entsprechend darauf verzichten, ihre Kinder fremd betreuen zu lassen. Präsidentin Rosmarie Quadranti, BDP-Nationalrätin aus Volketswil, gibt den Ball allerdings zurück an die Wirtschaft: «Zu teuer sind die Plätze, weil die öffentliche Hand und die Arbeitgeber zu wenig zahlen.» Hintergrund beider Aussagen ist die anstehende Entscheidung des Bundes über eine dritte Verlängerung der Anschubfinanzierung, um weitere Kinderbetreuungsplätze zu schaffen. Der Bundesrat war dagegen, das Parlament hat letzte Woche anders entschieden.

Die Einsicht, dass die Kinderbetreuung namentlich in der Deutschschweiz eine temporär grosse finanzielle Belas-

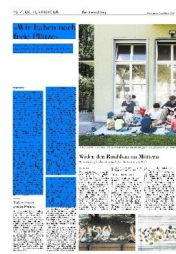
tung für Familien darstellt, ist weitherum unbestritten. Ein Versuch, mit einer Volksinitiative die Arbeitgeber stärker an der Finanzierung zu beteiligen, scheiterte im Kanton Zürich 2016 allerdings klar. Nur zwei Zürcher Stadtkreise stimmten der Schaffung eines entsprechenden Betreuungsfonds zu, 70 Prozent der Stimmenden lehnten das Anliegen ab. Es blieb bei der Verantwortung der Gemeinden für ein bedarfsgerechtes Angebot, der finanziellen Selbstverantwortung der Eltern und der freiwilligen Unterstützung durch die Wirtschaft.

Pro und contra Subventionen

Die meisten Gemeinden verbilligen aber Krippenplätze für wirtschaftlich weniger gut Gebettete. Relativ weit geht die Stadt Zürich: Seit Anfang Jahr erhält im Prinzip jeder und jede Berechtigte einen subventionierten Platz. Nicht mehr die Krippen, sondern die berechtigten Eltern werden unterstützt. Das hat sich bereits im Voraus in der Schaffung einiger hundert neuer Plätze niedergeschlagen. Die Eltern müssen die Unterstützung beantragen. Für Computer-Unerfahrene ist das Ausfüllen der

Walter Bernet geht in Pension

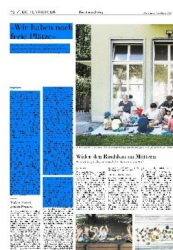
tox. · Mit diesem Artikel verabschiedet sich Walter Bernet (wb.) von der NZZ, weil er in Pension geht. Er kam 2004 von der «Zürichsee-Zeitung» in unser Lokalressort, wo er bald das Dossier Schule und Bildung übernahm und die entsprechende Beilage mitverantwortete. In der Folge verfasste er zahlreiche Hintergründe und Kommentare zu Bildungsfragen, berichtete aber auch über Politik, Gesellschaft und alles Relevante und Interessante aus den Zürcher See-



gemeinden. Ferner verantwortete Walter Bernet die Kolumne «Frisch vom Markt» und schrieb Restaurantkritiken. Auch im wohlverdienten Ruhestand wird er weiterhin gelegentlich als Gastkritiker unterwegs sein. Seinen letzten NZZ-Artikel hat er hoffentlich noch lange nicht geschrieben.



Als die Kinderkrippe Albisrieden in den 1950er Jahren für die Genossenschaftssiedlung gebaut wurde, galt die Betreuung von Kleinkindern als Frauensache. Heute absolvieren hier auch junge Männer die Lehre als Erzieher. BILDER: GÖRANH. GÖRAN/NZZ



Wider den Raubbau an Müttern

Die Kinderkrippe Albisrieden wurde für Arbeiterinnen gegründet

WALTER BERNET

«Dass gerade die Arbeiterbewegung dieses schöne Werk schafft und damit den Müttern und Kindern hilft – das freut uns von ganzem Herzen.» So schloss 1957 «Der fortschrittliche Limmattaler» seinen Bericht über den bevorstehenden Baubeginn für die Kinderkrippe Albisrieden. Das mehrstöckige Haus ist mit seinem grosszügigen Umschwung und den schattenspendenden Bäumen bis heute ein Bijou. Es war und ist immer noch Teil der Siedlung Langgrüt der Gewerkschaftlichen Wohn- und Baugenossenschaft (Gewobag). Geplant war es für 100 Kinder; mit 10 Angestellten unter der Leitung einer Krankenschwester rechnete man. Realisiert werden konnte es dank einem zinslosen Darlehen der Stadt Zürich. Eigentümerin ist die Genossenschaft, der Trägerverein betreibt die Krippe als Mieter – seit 60 Jahren.

Initiative der Samariter

Das Gewerkschaftsblatt zeichnete ein düsteres Bild der Lage der Familien im damals boomenden Quartier an der Stadtgrenze: «Scharenweise ziehen heute verheiratete Frauen zu früher Morgenstunde den Fabriken und Geschäften entgegen. Die unerhört hohen Mietpreise der Spekulationsbauten lassen vielen Familien keine andere Wahl.» Im Kreis 9 gab es nur eine Krippe – eine aus

allen Nähten platzende in Altstetten. Der Bau in Albisrieden schien überfällig zu sein. Nach langen Bemühungen brachte schliesslich eine Initiative aus den Reihen der Arbeitersamariter den Erfolg: ein Gegenmittel gegen den «Raubbau an den Kräften unserer Frauen und Mütter».

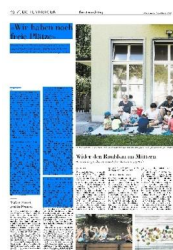
Als die Krippe im Mai 1958 den Betrieb aufnehmen konnte, waren es dann 32 Kinder und 8 Angestellte. Noch viele Jahre kämpfte die Krippe mit einer Unterbelegung. Bald wurde der erste Stock für ein Kleinkinderheim freigegeben. Immer wieder musste das Stadtparlament die Betriebsbeiträge erhöhen. Grösser war die Nachfrage bei den nach 1960 zuziehenden Ausländerfamilien. Sie stellten bald rund die Hälfte der Krippenkinder. Die Gründe für die Unterbesetzung waren vielfältig. So zogen in den sechziger Jahren viele junge Familien weg in die neu entstandenen Siedlungen der Agglomeration. Hauptsächlich aber passte die Krippe schlecht zum damals geltenden Familienmodell. Nur dort, wo sie sich nicht vermeiden liess, war Erwerbsarbeit von Müttern akzeptiert, auch in Gewerkschaftskreisen. Von «Autokindern» war die Rede, die nur in die Krippe gebracht würden, damit die vermeintlich bedürftige Familie das Auto zahlen könne. Asoziale Elemente ziehe die Krippe an, wurde warnend behauptet. Und noch schlimmer: «Frauen, die

mitverdienen, bestimmen auch mit.»

Idylle mit Ablaufdatum

Von alldem ist beim Gartenfest zur Feier des 60. Geburtstags nichts mehr zu spüren. Ein buntes Gemisch von Familien geniesst den Tag mit den Kindern im Schatten der Bäume. Sie wissen ihren Nachwuchs in guten Händen. Von Anfang an hat die Kinderkrippe Albisrieden, die 13. in der Stadt Zürich, eine Pionierrolle gespielt, auch in der Ausbildung der Betreuerinnen. In den achtziger Jahren konzipierte man diese nach einer Untersuchung durch das Marie-Meierhofer-Institut für das Kind neu. Seit vielen Jahren führen professionelle Leiterinnen die Krippe betrieblich und pädagogisch. Zu deren besonderem Profil gehören nicht nur die altersgetrennten Gruppen, die sich aber jeden Morgen zum gemeinsamen Singen treffen, und die vielfältigen gruppenübergreifenden Tagesangebote – regelmässige Waldtage, Bewegung, Musik, Mal- oder Forschungsatelier, Rollenspielzimmer usw. Besonders stolz ist die Krippe auf die gesunde eigene Küche mit Produkten aus der Region und einer Köchin, die die Kinder gern hat und umgekehrt. Nur etwas stört die Idylle: Sie hat ein Ablaufdatum. Die ganze Siedlung wird in den nächsten Jahren neu gebaut. Die Krippe wird in einen Neubau zügeln müssen.





Eine Fabrikantenvilla nur für Kinder

Die Heusser-Staub-Krippe in Uster hat im Frühsommer ihr 100-jähriges Bestehen gefeiert

STEFAN HOTZ

Auf den ersten Blick wirkt das Haus wie eine weitere Fabrikantenvilla, von denen es an der Florastrasse mitten in Uster mehrere gibt. Die beidseitigen Auffahrten zum vorgelagerten und leicht erhöhten Eingangsportal sind jedoch für Kutschen oder Autos zu schmal, für Kinderwagen aber geradezu ideal. Auch die Sgraffito-Dekoration mit schlafenden Kindern an der Fassade deutet auf den besonderen Zweck des Hauses hin: Es ist das älteste Gebäude, das in der Schweiz eigens für die Betreuung von Kleinkindern erstellt wurde.

Die Heusser-Staub-Krippe ist eine patronale Gründung. Ins Leben gerufen hat sie der Oberländer Industrielle Jakob Heusser zusammen – der Doppelname kommt nicht von ungefähr – mit seiner Frau, der geborenen Bertha Staub. Heusser-Staub (1862–1941) war im ausgehenden 19. Jahrhundert einer der grossen Textilfabrikanten der Schweiz. Später beteiligte er sich an der Automobilfabrik Turicum in Niederuster und übernahm die Apparatefabrik Zellweger.

Patron mit sozialem Gewissen

Das Ehepaar Heusser-Staub, selber kinderlos geblieben, pflegte ein ausgeprägtes soziales Engagement. Der Unternehmer kaufte 1916 das Schloss Uster, eröffnete darin eine hauswirtschaftliche Schule und gab dem Turm die heutige Form mit dem Treppengiebel. Und er gründete 1918 die Kinderkrippe, die drei Jahre später das eigens erbaute Haus beziehen konnte. 1927 übertrug er seine sozialen Einrichtungen in die Heusser-Staub-Stiftung, die bis heute existiert – mit dem ausdrücklichen Auftrag, das Haus an der Florastrasse so lange wie möglich als Krippe zu betreiben.

Was unterscheidet sie von anderen Einrichtungen? Die grosszügige Liegen-



Das herrschaftliche Haus in Uster sieht nicht aus wie eine Kinderkrippe. NATHALIE TAJANA / N

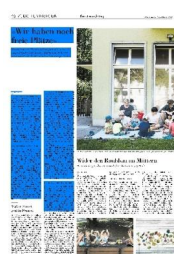
schaft, die sich eine Krippe heute niemals leisten könnte, sagt die Krippenleiterin Pia Barmettler. Es hat hier mehr als genug Platz für drei Gruppen mit je 13 Kindern. Im Souterrain befinden sich das «Gumpizimmer», wo sich die Kleinen austoben können, eine «Bärenhöhle» für den Tastsinn, ein Malatelier und ein Rhythmikraum, fast eine kleine Turnhalle. Im weitläufigen Garten stehen, wie es sich für ein herrschaftliches Haus gehört, grosse Bäume, und es hat eine schattige Laube.

Hafersuppe zum Zvieri

Zum Jubiläumfest vor wenigen Wochen kamen auch Betagte, die einst als Kinder die Krippe besuchten. Barmettler sagt, eine Frau habe erzählt, sie hätten damals nie in den Garten gehen dürfen. Anders als heute konnte man Eltern, die in der Fabrik Schichtarbeit leisteten, kein Kind

zurückgeben, das nach dem Spiel im Freien vor Schmutz strotzte. Im Vordergrund standen früher Ernährung und Sauberkeit. Weil es zu Hause nicht unbedingt ein reichhaltiges Nachtessen gab, erhielten die Kinder um 16 Uhr eine kräftige Hafersuppe. Aber sie hatten damals schon einen geregelten Tagesablauf.

Pia Barmettler leitet die Heusser-Staub-Krippe seit 32 Jahren. Sie erlebte in ihren Anfängen noch viele Eltern, die Fabrikarbeiter waren und deren Kinder an fünf Tagen in der Woche die Krippe besuchten. Heute ist sie eine normale Kita mit guter Durchmischung, das pädagogische Konzept ist auf Förderung und Sozialisation ausgerichtet, und sie ist Teil der von der Stadt unterstützten familienergänzenden Betreuung in Uster. Besonders geblieben seien, so Barmettler, der Charme des alten Hauses und die vielen Möglichkeiten, wie die Kinder sich entfalten könnten.



Eine zweite Familie

In der Kindervilla Lummerland wirken die dienstältesten Betreuerinnen der Stadt Zürich

LENA SCHENKEL

Eine grosszügige, liebevoll eingerichtete Altbauwohnung am Zürichberg mit Fischgratparkett und Blick ins Grüne. So würde man gerne wohnen, denkt man sich. Die Bilderrahmen, die im Foyer hübsch assortiert an den Wänden hängen, zeigen die Kinder, die hier auf Zeit leben: «Cecilia», «Julius» oder «Henrik», steht unter stilvollen Schwarz-Weiss-Porträts.

Ein «erweitertes Zuhause mit Wohlfühl-Effekt» wollen Debra Fernandez und Gordana Alonso in der Kindervilla Lummerland bieten. Zwei Angestellte und eine Praktikantin gehören zum Team, die Co-Leiterinnen sind aber stets selbst vor Ort und betreuen die Kinder mit. Höchstens zwölf sind es am Tag, die Atmosphäre ist sehr familiär. Viele bleiben hier vom Säuglingsalter bis zum Kindergarten.



Im Garten dürfen sich die Lummerland-Kinder schmutzig machen.

NATHALIE TAIANA / NZZ

Von der «Stiftin» zur Partnerin

Ihre Beziehung beschreiben die beiden Frauen als «eine Art Ehe – mit allen Höhen und Tiefen». Vor fast 30 Jahren lernten sie sich kennen, als Auszubildende und Angestellte in einer Krippe in der Altstadt. Aus Arbeitskolleginnen wurden Freundinnen und aus diesen vor 10 Jahren Geschäftspartnerinnen. Die offiziell dienstältesten Kinderbetreuerinnen der Stadt Zürich und selbsternannten «alten Hasen» bringen zusammen 54 Jahre Berufserfahrung mit. Als Mütter, die ihre Kinder in der eigenen Krippe grosszogen und selbst im Quartier wohnen, auch die nötige Lebenserfahrung.

«Bei uns sollen die Kleinen noch Kind sein dürfen», sagt Fernandez. Heisst draussen «dreckeln» statt Daueranimation, freies Spiel in Schweizerdeutsch statt mehrsprachiger Überstimulation – wenn der Kinderkreis auch einmal ein Lied auf Englisch anstimmt. Von «preschools» halten die Leiterinnen

ebenso wenig wie von längeren Öffnungszeiten: Der Tag beginnt in Lummerland um 7 Uhr 30 und endet um 18 Uhr 15. «Wir betreuen Kinder, nicht ihre Eltern», stellen die beiden klar.

Trotzdem gehen die Leiterinnen der Kindervilla mit der Zeit, feilen laufend am Konzept und versuchen mit wechselnden Projekten wie Bastelatelier, Wald- oder Yogamorgen attraktiv und professionell zu bleiben. Ihre Konkurrenz ist in den letzten zwei Jahren enorm gewachsen. Das liegt auch daran, dass die Stadt Zürich den Ausbau der Kinderbetreuung zum Strategieschwerpunkt erklärt und gezielt Subventionspolitik betrieben hat. Wo einst vereinzelt Krippen waren, gibt es nun an jeder Tram- und Bushaltestelle eine. Standen früher 80 Kinder auf der Warteliste für Lummerland, sind es heute höchstens 3.

Fernandez und Alonso haben nichts gegen gesunden Wettbewerb, doch was

ihnen Sorge bereitet, sind Krippenketten, die in den Markt drängen und Kleine wie sie in ihrer Existenz bedrohen. Es seien nämlich nicht nur neue Krippenplätze in der Stadt Zürich geschaffen worden, sondern auch etliche verschwunden. Durchdachte Konzepte helfen da nur bedingt: «Eltern orientieren sich zuerst an der Lage, dann am Preis und zuletzt an der Philosophie», sagt Fernandez.

Plan B bereits in petto

Obwohl die Tagespauschalen der Kindervilla eher im oberen Bereich angesiedelt sind («Subventionierte Plätze werden wir in diesem Quartier nie erhalten»), überlebt die GmbH immer nur knapp. Trotzdem: Verbiegen wollen sich die beiden bei aller Flexibilität nicht. Sie möchten so bleiben, wie sie im Gespräch stets wirken: authentisch. «Und sonst eröffnen wir halt ein Bed and Breakfast», sagt Alonso und lacht.